

# Politische Rundschau.

## Deutschland.

\* Der Zar hat sich am Freitag vom Kaiser Wilhelm verabschiedet, um direkt nach Frankreich zu fahren. Von Kiel holte der Zar seine Gemahlin ab, die bei ihrer Schwester, der Prinzessin Heinrich zum Besuch weilte, und fuhr dann durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal nach Dänkirchen.

\* In der Armee sollen angeblich im Herbst in hohen und höchsten Stellen Veränderungen bevorstehen. Insbesondere sollen sowohl der Großherzog von Baden wie der Prinz-Regent Albrecht von Braunschweig getrennt sein, von ihren Stellen als Armeespekture aus Gesundheitsrückichten zurückzutreten. General-Oberst Graf Häfeler, der das Kommando des 16. Armeekorps befehligt, soll Nachfolger des Großherzogs von Baden werden. Der Standort der General-Spekture würde dann Metz werden. Die Inspektion des Prinzen Albrecht soll General v. Lenke erhalten, kommandierender General des 17. Korps in Danzig. Der Stab dieser Inspektion würde in Berlin verbleiben.

\* Das Bundesratsplenum wird Anfang Oktober zu seiner ersten Sitzung zusammentreten. Die entscheidenden Sitzungen des Bundesrats über den Zolltarif werden, wie man in unterrichteten Kreisen annimmt, frühestens gegen Ende Oktober beginnen.

\* Die Entwicklung des Fernsprechnetzes auf dem Lande nimmt neuerdings eine Ausdehnung, die alle Erwartungen übertrifft. In kleinen Orten, wo die beteiligten Postbehörden nur auf zwei oder drei Teilnehmer gerechnet hatten, stellten sich nach Eröffnung des Sprechverkehrs deren 20 oder 30 ein. Unter diesen Umständen können die im Reichshaushalt vorgesehenen Mittel auf keinen Fall ausreichen, und Stats-Ueberschreitungen sind bei dieser Position deshalb unvermeidlich. Auch dürften entsprechende Mehrforderungen in den Voranschlag für 1902 eingestellt werden.

## Oesterreich-Ungarn.

\* Französische Jesuiten, die sich durch das Vereinsgesetz veranlaßt sehen, sich nach einer neuen Heimstätte umzusehen, kauften in Kroatien Güter an; sie wollen in Ugram eine Kirche bauen und ein Kloster errichten.

## Belgien.

\* Die Verhandlungen wegen einer neuen Zuckerkonferenz nehmen nach Brüsseler Meldungen einen günstigen Verlauf.

## Balkanstaaten.

\* Für die seit einiger Zeit eingetretene Annäherung zwischen Griechenland und Rumänien spricht der Besuch, den Athen am Freitag erhalten hat. Es trafen dort 310 rumänische Studenten ein. Ihr Empfang im Piräus war überaus herzlich. Die Bürgermeister von Piräus und Athen begrüßten sie im Namen der Städte. Die Straßen, durch die die Studenten zogen, waren festlich geschmückt.

\* Die bulgarische Sobranje hat die Anklage gegen die früheren Minister Jovanichow, Radostawow und Tomischew wegen Landesverrat, Verletzung der Staatsinteressen und Schädigung der Verfassung beschlossen. Die Sobranje hat nun aus ihrer Mitte einen Staatsankläger zu wählen. Der Staatsgerichtshof hat aus ausgelassenen Präsidenten der Kreis- und Appellationsgerichte zu bestehen. Gegen das zu fallende Urteil gibt es keine Berufung. Auf Verletzung der Verfassung steht eine Gefängnisstrafe von 1-5 Jahren, auf Schädigung der Staatsinteressen eine solche von 1-10 Jahren, außerdem lebenslänglicher Verlust der bürgerlichen und politischen Rechte und Ersatzpflicht an den Staat.

## Amerika.

\* Mac Kinley ist nun doch seinen durch die Hand des Nordbuben Golozos erhaltenen Verletzungen in der Freitag-Nacht erlegen. Die Teilnahme für den Märtyrer

seiner politischen Stellung tritt allerorten, mit großer Wärme hervor. Man war im Ersten Augenblick überrascht, als nach den fortwährend günstigen Berichten am Freitag abend eine gefährliche Verschlimmerung des Zustandes des Präsidenten signalisiert wurde, aber man war doch nicht ganz unvorbereitet, denn die zur Schau getragene Hoffnungslosigkeit der Ärzte hat doch wenige über den wahren Zustand hinwegtäuschen können.

\* Ein persönlicher Feind Mac Kinleys, der Senator Wellington, welcher Mac Kinley aus Veranlassung persönlicher Streitigkeiten des republikanischen Parteilebens haßt, hat sich zu einer Gemeinheit hinreißen lassen, für die ihn bereits die Strafe ereilte. Die Mitglieder des Vorstandes der „Union League“ von Maryland hielten zu Baltimore am Mittwoch abend eine Versammlung ab, in der sie beschloffen, den Senator Wellington aus der Liga auszustoßen, weil er wiederholt öffentlich die Schandthat von Buffalo gutgeheißen hat.



Graf Lambdorsky, russischer Minister des Aeußeren.

\* Der Anarchist Johann Most, der Herausgeber der „Freiheit“, ist am Freitag in New York verhaftet worden.

\* In Venezuela hat der Krieg zwischen dieser Republik und Kolumbien eine wahre Schreckensherrschaft im Gefolge. Es heißt, alle venezolanischen Arbeiter im Alter von 14 bis 60 Jahren seien gezwungen worden, in das Heer einzutreten. Auch sei eine Anzahl von Dampfern der Handels-Marine für den Staatsdienst mit Verhaftung belegt worden, ebenso alle Pferde und Maultiere. Die Gefängnisse seien voll. Selbst ein Gespräch über den Krieg gelte als ein Vergehen, das mit Gefängnis bestraft werde. Einer Anzahl Venezolaner, die sich bereits Plätze auf nach Norden fahrenden Dampfern gesichert hatten, wurde die Abfahrt nicht gestattet.

## Afrika.

\* Zur Lage in Süd-Afrika führen die „South African News“, ein Organ der Afrikanerpartei, in einer Besprechung der Proklamation Ritzers aus, die Bürger der beiden Republiken kämpften noch heute um ihre Unabhängigkeit, wie sie das 23 Monate hindurch gethan hätten; der Kampf sei indessen, soweit das Auge in die Zukunft bringen könne, hoffnungslos; ein Erfolg ihrer Waffen sei unmöglich, und Intervention des Auslands ausgeschlossen. Gleichwohl setzen die noch im Felde stehenden Boeren den Kampf unermüdet fort. In einem Telegramm der „Times“ aus Pretoria heißt es: Die Boeren sind in der vergangenen Woche in Ost-Transvaal sehr thätig gewesen. Sie konzentrierten sich am Christie-See und um Amsterbam, offenbar um in Natal einzufallen.

\* Der Schmutz in der Delagoa-bai macht den Engländern viel Sorgen. Der portugiesische Stündendampfer „Vimpo“, der den Fluß Vimpo besäht, wurde ange-

halten unter dem Verdacht, daß er Kriegskontrebände mit sich führe, doch wurde ihm nach einer Durchsuchung seitens der portugiesischen Behörden gestattet, weiterzufahren.

## Australien.

\* Im australischen Bundesparlament wurde ein Gesetzentwurf beraten, nach welchem die Einwanderung eingeschränkt werden soll, und zwar besonders dadurch, daß die Einwandernden einer Prüfung auf ihren Bildungsstand unterworfen werden. Mehrere Parlamentsmitglieder beantragen einen Zusatz, nach welchem bei dieser Prüfung an die Stelle der englischen Sprache eine beliebige andere europäische Sprache treten kann. Der Premierminister erklärte sich mit dieser Abänderung einverstanden, nachdem bereits vorher der Justizminister bemerkt hatte, die Regierung beabsichtige in keiner Weise Deutsche, Standinaber und andere Weiße von gleich hohem Bildungsstande wie diese von der Einwanderung auszuschließen.

\* Der australische Verteidigungsminister beabsichtigt, eine Vorlage zur Gründung einer ausschließlich australischen Flotte einzubringen, da er eine Steuerleistung Australiens an England für die Verteidigung Australiens zur See für unvereinbar mit den Bestrebungen der „Vereinigten Staaten von Australien“ hält.

## Landung feindlicher Heere in England.

Mit dieser recht interessanten Frage haben sich namentlich französische Generale und Staatsmänner seit Jahrzehnten beschäftigt. Vor allem war es der erste Napoleon, der an dem Problem mit allem Ernst gearbeitet hat. Im Laufe des Boerenkrieges, durch den England die öffentliche Meinung der gesamten Kulturvölker gegen sich aufbrachte, ist mehrmals von der Möglichkeit eines Krieges mit einer Kontinentalmacht, in erster Linie mit Frankreich, die Rede gewesen. Ausführungen, die jetzt der Oberstleutnant Delauney im Anschluß an eine Besprechung der großen Herbstmanöver der Westflotte macht, gewinnen dadurch jetzt aktuelles Interesse.

Oberstleutnant Delauney stellt sich zum Schluß die Frage, ob eine Invasion Englands möglich sei. Die Mänder haben nach ihm den Beweis geleistet, daß jedes große Transportschiff 2000 Soldaten und im Notfall noch mehr aufnehmen kann und daß die Ausschiffung von Infanterie-Truppen nur eine Stunde braucht. Napoleon hielt eine Invasion Englands für möglich und hätte sie wahrscheinlich versucht, wenn ihm nicht die Kriegserklärung Oesterreichs und Russlands zuvorgekommen wäre, die ihn nötigte, sich mit dem Ruhm von Antwerpen zu begnügen. Heute liegen die Verhältnisse für Frankreich noch weit günstiger, weil seine Marine der englischen viel näher gekommen ist. Es ist also sehr wohl möglich, daß die französische Marine die englische, wenn nicht besiegen, doch lange genug im Schach halten kann, um einer größeren Truppenmacht die Ueberfahrt und die Ausschiffung zu gestatten. Aber selbst wenn Frankreich zur See geschlagen würde, bleibt die Invasion möglich. Ein Admiral von großer Erfahrung sagte zu Delauney, nachdem er die Ausschiffung der letzten Mänder beobachtet hatte: „Truppen nach England zu werfen ist die Sache einer Nacht ohne Mondschein.“

Wird aber eine solche, von ihrer Basis getrennte Armee in England Munition und Unterhalt finden? Delauney antwortet mit dem Beispiel der französischen Armee in Aegypten, die zwei Jahre eine solche Lage ausgehalten habe und weder vernichtet, noch gefangen genommen wurde. Die Munition könne leicht in verhängten Lagern hergestellt werden und für die Ergänzung des Materials können wie im Transvaal die Waffen dienen, die man vom Feinde erbeutet. Delauney beruft sich auf das Wort des Admirals Gervais: „Alle Hoffnungen sind gestillt“, und gelangt zu folgendem Schluß: Die Invasion Englands durch eine französische

Armee ist eine einfache und leichte Operation. Ihr Gelingen unterliegt keinem Zweifel, selbst im unwahrscheinlichsten Fall, daß die englische Flotte das Meer vollständig beherrsche. Die Invasions-Armee könnte, wenn sie siegreich ist, jeder Hilfe entbehren und im Lande selbst die nötigen Mittel zum Unterhalt und zum Kampfe finden.

## Von Nah und Fern.

Eine transportable Hofküche wird während des Kaisermanövers in Dirschau eingerichtet werden. Das Hofmarschallamt hat Räume zu diesem Zweck gemietet. Im Hof wird der eigentliche Küchenwagen aufgestellt. Im Küchenwagen werden die Speisen zubereitet, die in einem Warmofen untergebracht und alsdann dem Kaiser ins Manövergelände nachgeführt werden. Der Küchenwagen ist derartig eingerichtet, daß durch Herunterklappen der Seitenwände eine Art Tafel, an der das Mahl eingenommen werden kann, hergeköpft wird.

Die Instrumente der Pekinger Sternwarte sind nicht als Kriegsbeute nach Potsdam gebracht worden, sondern sie sind von der deutschen Regierung durch unsern Gesandten in Peking nach der Einnahme der chinesischen Hauptstadt angekauft worden. Die Verkaufsverhandlungen wurden freilich erst rechtmäßig, als Bi-Hung-Tschang in Peking eintraf. Die chinesische Regierung wollte daraufhin mit den Instrumenten dem deutschen Kaiser angeblich ein Geschenk machen, doch soll eine derartige Gabe von Kaiser Wilhelm abgelehnt worden sein. Im übrigen handelt es sich bei diesen Instrumenten nicht um Gegenstände von astronomischem Wert und chinesischen Ursprungs; es sind vielmehr außer Gebrauch gesetzte Instrumente, die allerdings den Wert der Antike haben, weil sie den Chinesen im 16. bis 17. Jahrhundert von französischen Jesuiten gelegentlich der ersten europäischen Mission ins Reich der Mitte geschenkt wurden.

Begnadigung. Der wegen eines Duells zu drei Monat Festung verurteilte Oberleutnant Richter-Maiz ist, nachdem er drei Wochen von der Strafe verbüßt hat, vom Kaiser begnadigt worden. Sein Gegner, Leutnant Vogt, verbüßt die ihm zuerkannten zwei Jahre Gefängnis in Darmstadt.

Das verschundene große Los. In dieser Angelegenheit wird weiter mitgeteilt, daß bis zum 16. August, drei Tage vor Ablauf der Frist, noch niemand auf das große Los der preuß. Klassenlotterie reflektiert hatte. Erst am 17. August ging von einem Kaufmann aus Berlin und am 18. August von einem Herrn aus London die Meldung bei den zuständigen Gremien ein, daß ihr ganzes Los Nr. 19 894 verloren gegangen sei. Dem Mann aus London ist es angeblich auf der Seereise von Deutschland nach England abhanden gekommen. Einer von den beiden, die den Verlust angemeldet haben, muß also funken. Die halbe Million ist inzwischen bei der Hinterlegungsstelle der Lotterie deponiert worden, und die Lotteriedirektion hat den beiden „Berlirern“ aufgegeben, vor Gericht den Nachweis des rechtmäßigen Besitzes zu führen. Ursprünglich ist das Los Nr. 19 894 von einem russischen Lohndrucker bei der Einnahmestelle in Dels gekauft, aber dann weitergegeben worden.

Eine brave Rettungsthat vollführten auf der Unterlebe zwei Schulknaben, die Schöne des Leuchtturmwächters Heimann auf der Insel Wagenland. Vom dortigen Strand aus sahen die beiden Knaben im Fahrwasser der Unterlebe ein Segelboot schwer mit Wind und Wellen kämpfen, das halb darauf vollgeschlagen wurde und kenterte. Nun machten die Knaben schleunigst das väterliche Boot los und ruderten nicht ohne Anstrengung nach der Unglücksstätte, wo sie die Insassen des Bootes, zwei Matrosen des Dampfers „Nordsee“, aufsuchten und in ihr Boot übernahmen.

Durch eine Explosion schlagerter Wetter wurden am Freitag in einem Schacht der Zeche „Monopol“ in Bergcamen bei Bochum 8 Personen getödet.

## Die verlorene Tochter.

27 Roman von G. Wild.

(Fortsetzung.)

Walter, der thätig ein tüchtiger Klavier-Spieler war, hatte sein erstes Konzert gegeben und großen Beifall geerntet. Er hatte sich bisher nur in kleinen Kompositionen versucht, jetzt wollte er eine Oper schreiben. Konzerte geben etc. an eine feste Anstellung dachte er garnicht mehr.

Seine Briefe kamen jetzt in längeren und kürzeren Zwischenräumen, je nachdem er in der Stimmung war zu schreiben.

In dem kleinen Doktorhause ging das stille Leben seinen gewohnten Gang. Frieda hatte das Gleichgewicht ihrer Seele wieder erlangt. Sie pflegte den kranken Vater und setzte ihre unterbrochenen Sprachstudien wieder fort. Gestattete es das Wetter, so machte sie weite Spaziergänge in den Buchenwald, dabei stets des Tages gedenkend, da sie in Walters Begleitung zum letzten Male diesen Weg gegangen.

So ging der Winter dahin; es war eine trübe, freudenlose Zeit gewesen und Frieda sah mit Sehnsucht dem Frühling entgegen. Aber der Lenz brachte ihr diesmal Trauer und Schmerz.

An einem schönen, sonnigen Frühlingstage fand sie den Vater tot im Bette. Still und friedlich wie sein Leben gewesen, war er hinübergegangen in jene bessere Welt, die keine Enttäuschungen kennt. Friedas Leid war grenzenlos; sie hatte mit inniger Liebe an ihrem Vater

gehangen und konnte es lange nicht begreifen, daß dieser gültige Mund nun für immer stumm sein sollte.

In der ersten Aufregung ihres Schmerzes hatte sie an Walter eine kurze Drahtnachricht abgehen lassen, es war aber darauf keine Antwort gekommen. Am nächsten Morgen jedoch stand er vor ihr; mit einem Aufschrei stürzte sie in seine Arme.

„Du“, stammelte sie, „du bist gekommen? Du hast uns also nicht ganz vergessen?“ Wie ein müdes Kind lehnte sie den Kopf an seine Brust und weinte sich aus. Er weinte mit ihr, er tröstete sie, er war wieder ganz der Walter von ehedem.

Sie führte ihn zu der Leiche des Vaters, Hand in Hand standen beide da und blickten auf das friedliche Gesicht dem selbst der Tod seinen sanften Ausdruck nicht zu rauben vermocht hatte.

Vielleicht noch nie hatte der junge Mann so lebhaft empfunden, wie viel Dank er dem stillen Toten da vor sich schuldet. In seinem Herzen stieg der heiße Wunsch auf, es der Tochter zu vergelten und alles zu thun, um ihr Leben zu einem glücklichen zu gestalten. An Liebe dachte er dabei nicht. Er hatte Frieda stets wie eine Schwester betrachtet, und da sie in vielen Dingen überlegener und besonnener war als er, ersahien sie ihm sogar als die Ältere, obgleich sie es nicht war.

Heute in ihrer Verlassenheit und Trauer kam sie ihm zum ersten Mal schmerzbedrängt vor und er versuchte es, sich ihr nützlich zu machen. Er, der sonst für die praktischen Bedürfnisse des

Lebens keinerlei Verständnis besaß, machte sich jetzt im Hause zu ihm und nahm ihr so manche kleine Sorge ab. Sie war ihm dankbar dafür, denn das gewöhnlich so thätigste Mädchen war keines geordneten Bedankens fähig.

Mit dem Vater hatte sie alles verloren, Heimat und Obdach. Die kleine Summe, die der Doktor seiner Tochter hinterlassen, reichte gerade aus, um sie für die erste Zeit vor Not und Entbehrungen zu schützen, dann aber trat der Geist des Lebens heran und sie mußte daran denken, sich eine Existenz zu gründen.

2.

Es war an dem Tage nach dem einfachen Beihengräbnisse des Doktors. Ein herrlicher Frühlingshimmel blaute über dem knospenden, grünen Buchenwald, durch den Frieda an Walters Seite schritt.

Sie war bleich und ihre Augen waren vom vielen Weinen gerötet. Das tiefe Schwarz ihres Trauerkleides hob die geisterhafte Blässe ihres Gesichtes noch mehr hervor und Walter sah sie nicht ohne Besorgnis an.

Seit er wieder in Grünheide weilte, war er ein anderer geworden. Mit seinen unsicheren Fäden umspannen ihn die Erinnerungen an eine glücklich verlebte Kindheit, an die tausend kleinen Leiden und Freuden, die er mit Frieda geteilt, an die sorglos verlebte Ferienzeit, wenn er vom Konservatorium heimgekommen, an alle die Liebe und Güte, die er in dem einfachen Doktorhause genossen, und jetzt begriff er nicht, wie er sich so lebhaft hatte fortsehen können.

Mit sanfter Hand strich er über Friedas hellbraunes Haar. „Armes Kind“, sagte er weich, „du siehst so müde aus; du mußt dich in das Unabänderliche fügen und auch an dich denken.“ „Ich habe zu viel verloren“, weckte das Mädchen traurig, „das Unglück ist so plötzlich über mich hereingebrochen. Geirankelt hat ja der Vater immer, aber an ein so schnelles Ende hatte ich nie gedacht.“

„Hast du schon etwas über deine Zukunft beschlossen?“

„Nein, Walter, dazu bin ich noch zu fassungslos. Ueberbies, meine ich, gib's da nicht viel zu beschließen. Ich muß eben in die Welt, unter fremden Leuten mein Brot verdienen.“

Eine leise Röte stieg in Walters Gesicht; nach einer Weile des Zögerns sagte er: „Ich werde meine Tante bitten, dich für einige Zeit bei sich aufzunehmen — sie liebt mich und wird es gern thun.“

Frieda blieb stehen und sah ihm ins Gesicht. Wollte sie in seinen Zügen lesen, daß er sich nach ihr sehnte, daß er sie gern in seiner Nähe gehabt hätte?

Er neigte sich zu ihr und sagte sie bei der Hand. „Bitte, Frieda, laß mich doch etwas für dich thun“, hat er; „ich kann den Gedanken nicht ertragen, dich so einsam und verlassen hier zu wissen. Es thut mir ohnehin so weh, daß du so allein hinaus in die Welt sollst. Komm' mit nach Hamburg, die Tante wird dich gewiß herzlich willkommen heißen.“

„Nein, ich danke dir, von Fremden nehme ich keine Wohlthaten an.“